

# Bilder-

N<sup>o</sup> 13.



# Magazin

1844.

## P i s a.

Pisa, Hauptstadt der Provinz gleichen Namens im Herzogthum Toskana, unweit der Mündung des Arno gelegen, blühte im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitsinn und den thätigen Handelsgeist ihrer Bewohner und zählte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mehr als 130,000 Einwohner. Ihr Gebiet am toskanischen Ufer umfaßte die damals angebaute und sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino, in einer Breite von zehn bis zwanzig Miglien. Pisa galt lange Zeit als Nebenbuhlerin Venedigs und Genuas zur See, gründete Colonien in der Levante und sendete dem König von Jerusalem vierzig Schiffe zu Hilfe. Auf dem festen Lande dagegen als eiferfüchtige Ghibellinen dem Kaiser treu, in blutigen Krieg verwickelt mit Lucca und Siena, und durch die innere

Parteiung mächtiger Geschlechter zerrissen, unterlag es endlich der Guelfin Florenz. Indeß herrschte Ugolino nur kurze Zeit über das seiner Festungswerke beraubte Pisa, welches sich, durch die fortwährenden Kämpfe zur Behauptung seiner Selbstständigkeit beraubt, unter Mailands Schutz begab und von Uppiano dem Herzog Galeay Visconti verkauft wurde, dessen Nachfolger es gegen eine ansehnliche Summe an Florenz abtrat. Absichtlich ließ Florenz die reiche Maremma wieder versumpfen und Pisas Handel zu Grunde gehen; hierdurch wurde bewirkt, daß die Mehrzahl der Bürger auswanderte. Nach achtundachtzigjähriger Unterdrückung indeß erhob sich die Stadt wieder und kämpfte, als Karl VIII. von Frankreich Italien mit Krieg überzog, funfzehn Jahre hindurch um seine Freiheit. Simon Drislandi forderte seine Mitbürger zum Kampfe gegen Florenz auf,



(Ansicht des Domplatzes in Pisa.)

und erst bei der vierten Belagerung siegte der Hunger über die an Allem Noth leidende und auf's Aeußerste gebrachte Stadt (8. Juni 1509). Ueber den Arno, der mitten durch Pisa fließt, führen drei Brücken, auf deren größter (sie ist von Marmor erbaut) vormals die Bürger der beiden durch den Fluß getrennten Stadttheile, St. Maria und St. Antonia, alle drei Jahre kämpften. Pisa ist mit einem Graben und alten Mauern umgeben und besitzet drei Schlösser, wovon das bei dem St. Marcus-Thor nach neuer Art angelegte als das wichtigste gilt. Es hat breite Straßen, gegen vierhundert Häuser, achtzig Kirchen und gegen 19,000 Einwohner, also kaum den achten Theil seiner ehemaligen Bevölkerung. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der hier abgebildete Domplatz aus, so benannt nach der ihn zierenden gothischen Domkirche; das Schiff dieses großartigen Gebäudes ruht auf siebenzig Säulen von größtem Verhältniß und enthält das Grabmal Kaiser Heinrichs VII. Auf demselben Plage steht der berühmte schiefe Thurm. Die Pisaner ehren das Andenken des Baumeisters, indem sie die Schiefeit dieses Thurmes dem Willen seines eigenthümlichen Genies zuschreiben. Ich glaube, daß selbst im 12. Jahrhundert derjenige, der einen Thurm in so beunruhigender und unschöner Stellung absichtlich gebaut hätte, unfehlbar in ein Narrenhaus gesperrt worden wäre. Betrachtet man die Basis des Thurmes auf der Seite, wohin er sich neigt, so spricht man den Baumeister von so lächerlichen Beschuldigungen frei. Zwei Vorsprünge oder Stufen dieser Basis, welche unter dem Boden ver-

schwinden, treten daraus hervor und erscheinen eben so auf der entgegengesetzten Seite. Ihre Senkung von ungefähr 9 Zoll veranlaßt auf die Höhe von 130 Fuß, wo die Neigung des Thurmes aufhört, ein Ueberhängen von 15 Fuß.

Hätte Bonanno seinen Thurm absichtlich in dieser Stellung bauen wollen, so hätte er, um seine Absicht augenscheinlich zu machen, gewiß einen ganz horizontalen Platz für den Bau ausgesucht. Zu seiner Ehre und zur Ehre des gesunden Menschenverstandes muß man anerkennen, daß dieses ganze Wunder lediglich durch das Weichen des Bodens entstanden ist, und daß ein traurigeres Ereigniß nur allein durch die Festigkeit des Baues bis jetzt verhindert wurde. Das Einzige, was ich dabei nachgeben will, ist, daß diese Senkung schon während des Baues sich ereignete, und daß der Baumeister, um die Folgen desselben zu mäßigen, die noch übrigen zwei Stockwerke und Säulen vollkommen senkrecht darauf setzte, und zugleich, um ein Gegengewicht zu gewinnen, die entgegengesetzte Seite der Galerie mit drei Reihen von Stufen belastete, welche außerdem durch gar nichts motivirt wären.

### Nicolaus Maas.

Nicolaus Maas, einer der berühmtesten Schüler Rembrandt's, bewohnte vor dem Thore von Antwerpen in der halb spanischen, halb brabantischen Vorstadt eines der allerliebsten niedlichen Häuser, die man nur in Belgien zu bauen versteht.



Ein großer Garten mit alten Bäumen und einem Brunnen umgab das Hauptgebäude, das an den beiden Seiten niedliche Thürme, vor dem Eingange eine breite steinerne Treppe hatte. Diese Stufen führten in ein Speisezimmer, welches an diesem Tage, am 29. September 1648, mit den schönsten Blumen geschmückt war, die die reizende Düveke in dem Garten hatte pflücken können. Die Blumen umschlangen in zierlichen Quirlen die Wände, die Thüre und den Tisch, auf welchem überdies die Vorbereitungen zu einem glänzenden Festmahle sichtbar waren.

Es sollte das erstgeborne Kind getauft werden, welches nach dreijährigem Hoffen und Harren Düveke ihrem glücklichen Gatten geboren hatte. Die Paten waren keine geringeren als Jordaens, und die Frau des Bürgermeisters Herr von Rocco hatte mit Eifer die Ehre angenommen, zugleich mit dem berühmtesten Maler von Antwerpen den Sohn eines Künstlers über die Taufe zu halten, dessen Rechtlichkeit, Talent und Fleiß in der Stadt allgemein geachtet waren. Die Taufe mit einer so schönen Pathe und einem so berühmten Paten konnte ohne eine gewisse Feierlichkeit nicht vollzogen werden. Deshalb war denn auch Düveke schon früh aufgestanden, um zu backen und alle sonstigen Vorbereitungen zu dem großen Festessen zu machen. Das feinste Leinen war über die Tafel gebreitet; das Silbergeschirre blühte und Düveke unterbrach sich in ihrer ämlichen Arbeit nur von Zeit zu Zeit, um einmal zu ihrem Kinde von zwei Monaten zu eilen, um dessen Lippen die Mutter bereits ein Lächeln zu bemerken glaubte. Nicolaus Maas selbst wußte nicht, ob er seine Frau oder sein Kind ansehen sollte. Die Pinsel ruheten in seiner Hand und jeden Augenblick lief er von der Staffelei fort, um die blühende Mutter zu küssen oder seine Lippen auf die Pausbacken des Kindes zu drücken.

Als endlich die Stunde der großen Festlichkeit näher heranrückte, legte Nic. Maas Festkleider an und auch Düveke schmückte sich. Dann hörte man bald Wagengerassel und das Geschrei der Straßenjugend, die sich an dem Hause des Malers gesammelt hatte. Die Frau des Bürgermeisters erschien. In demselben Augenblicke zeigte sich eine Reitereschaar, die Schüler des Malers Jordaens mit ihrem Meister an der Spitze. Sie sprengten rasch heran und Jordaens fand noch Gelegenheit, an den Schlag des Wagens zu gelangen, vom Pferde herabzusteigen, mit einem Knie auf die Erde sich niederzulassen und die Hand der Gevatterin zu reichen, bevor sie ausstieg. Sobald sie die Stufen vor dem Hause hinaufgegangen war, eilten Nic. Maas und dessen Frau ihr entgegen und die Schüler des Malers schossen ihre Pistolen ab, um auch durch das Schießen die Feierlichkeit des Tages zu erhöhen.

Die Gevatterin küßte zuerst die junge Mutter, dann hing sie ihr eine schwere goldene Kette um den Hals und endlich nahm sie ihr das Kind ab, um auf den Schooß desselben eine schön gearbeitete silberne Klapper und einen silbernen Becher zu legen. Während dieser Zeit legten auf einen Wink des Malers Jordaens vier seiner Schüler vier Kästchen von Holz mit Ma-

lereien von der Hand des Meisters selbst zu den Füßen der Dame Rocco nieder. Diese Gemälde, welche die Kästchen weit kostbarer machten als die reichen Spitzen und Schmucksachen, welche sie enthielten, stellten den Triumph der heiligen Margarethe über den Bösen und des Märtyrertum der heiligen Agathe, der Schutzheiligen der Frau Bürgermeisterin, vor. Dafür schlang die Dame mit einem freundlichen Lächeln um den Hals Jordaens' eine seidene Schärpe, die sie eigenhändig mit Gold gestickt hatte, „denn,“ sagte sie, „Ihr seid von nun an mein Ritter.“

Jordaens verbeugte sich ehrerbietig und reichte der Dame die Hand. Auf dieses Zeichen bildete sich der Zug, die Pistolen knallten von Neuem und das versammelte Volk schrie und jubelte. Man begab sich so in die Kirche, wo die Taufhandlung mit allem Pomp, den sie verdiente, verrichtet wurde. Die Geistlichen hatten ihren reichsten Schmuck angelegt und der Pfarrer, welcher das Weihwasser auf die Stirn des Neugeborenen träufelte, hielt eine kurze Rede, mit welcher er nach der Sitte Glückwünsche für Maas und dessen Frau, so wie für die Paten des neuen Christen geschickt zu verweben wußte. In gleicher Ordnung begab sich der Zug aus der Kirche wieder in das Haus des Malers, wo man bald an der Tafel Platz nahm, an welcher man den übrigen Theil des Tages fröhlich verbrachte.

Gegen Abend endlich gab die Gevatterin das Zeichen zum Aufbruche, indem sie von der Tafel aufstand, die Frau vom Hause küßte und von der Gesellschaft Abschied nahm. Die zahlreichen Freunde entfernten sich darauf ebenfalls und es folgte nach dem Lärme und dem Jubel tiefe Stille und Debe. Nicolaus Maas setzte sich neben seiner Frau nieder, welche das Kind auf den Armen wiegte, um dasselbe einzuschlafen. Er legte sein Haupt auf die Schulter der jungen Frau und freuete sich seines Glückes, als plötzlich ein Reisender, mit dem Stabe in der Hand, auf der Schwelle des Zimmers erschien. Maas konnte bei dem Anblicke des Fremden einen Ausruf der Freude und Verwunderung nicht unterdrücken und eilte ihm entgegen.

„Joh! Joh! Ihr kommt endlich nach acht langen Jahren zurück! Gott sei gelobt, daß er zu allem Glück, das mir an dem heutigen Tage bescheert worden ist, auch noch dieses gewährt!“

„Ach!“ entgegnete der, welcher auf so herzliche Weise bewillkommet wurde, „die Nachrichten, welche ich bringe, passen nicht für einen fröhlichen, glücklichen Tag.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ unterbrach ihn der Maler.

Er nahm den Reisenden am Arme und ging mit ihm in den entlegensten, stillsten Theil des Gartens. Ihre Unterhaltung währte etwa eine Viertelstunde. Als sie wieder in dem Hause erschienen, bedeckte Todtenblässe die Wangen des Malers Maas und er vermochte kaum die Thränen zurückzuhalten, die in seinen Augen standen. Er trat zu Düveke, nahm sie an der Hand und sagte zu ihr:

„Liebe Frau, ich muß Dich verlassen.“

„Du mich verlassen?“ rief sie erbleichend aus. „Du mich verlassen? Mein Gott, welche schwere Prüfung legst Du mir auf!“

„Nicht wahr, Düveke, Du würdest lieber sterben wollen, als mich einen feigen, undankbaren und verächtlichen Menschen nennen müssen?“

„Ja,“ stammelte sie.

„Nun, meine brave Frau, wenn ich Dich nicht verliese, wenn ich nicht auf der Stelle abreisete, wenn ich glücklich und friedlich hier bliebe, würde ich Deine Verachtung verdienen und gegen meine Pflicht als ehrlicher Mann und Christ handeln.“

„So reise,“ sprach seine Frau mit Thränen; „Gott segne Dich und behüte dich.“

„Höre mich an, Düveke, und entscheide selbst, ob ich reisen muß, oder bleiben kann.“

„Vor funfzehn Jahren war ich in Holland ein unbekannter Schüter Rembrandts und von Nebenbuhlern umringt, die mir geringe Aussicht ließen, unter ihnen ebenfalls einen Namen und Vermögen zu erringen. Aber um jeden Preis wollte ich mich aus der Armuth emporraffen, denn meine Mutter wurde alt und die Arbeit fing an, ihren sechszigjährigen Händen beschwerlich zu werden. Ich nahm mir vor, einen kühnen Schritt zu wagen, und reisete im Vertrauen auf mein gutes Glück nach England, wohin mich eine geheime Stimme unwiderstehlich trieb. Hier, dachte ich bei mir, fand Van Dyl, als er arm und unbekannt war wie ich, Ruhm, Reichthum und Glück. Ich reisete also ab, nachdem ich das Wenige, was ich selbst besaß, zu Geld gemacht hatte. Mein Mutter wollte mich begleiten, und wir wohnten denn beide bald in London in einem Stübchen, dessen Kermlichkeit und Schmutz in uns die Sehnsucht nach unserem schönen Holland weckte. Ach, leider fanden sich bei mir bald auch andere traurige Gefühle ein! Ich war allein, unbekannt, gleichsam verloren in der ungeheueren Stadt, deren Sprache ich nicht verstand, und meine geringen Hilfsmittel gingen bald zu Ende. Meine Mutter ließ keine Klage über ihre Lippen bringen und verheimlichte mir sorgsam ihre Befürchtungen, aber ich sah, daß ihre Gesundheit von Tag zu Tag mehr abnahm.“

„Eines Abends saß ich ohne Brod, nachdem ich Alles verkauft hatte, was nur irgend wie entbehrlich war, an ihrem Bette. Wir sprachen nicht mit einander, ja, wir wagten einander kaum anzusehen, um nicht die Verzweiflung zu erkennen, die an uns nagte. Endlich konnte meine Mutter einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken.“

„Mein Sohn,“ flüsterte sie, „wird sich Gott unserer nicht bald erbarmen?“ Und nach einer Pause von einigen Augenblicken setzte sie hinzu: „Ach, mich hungert!“ Dann bemühte sie sich, sich aufzurichten, aber bald ließ sie den Kopf wieder sinken und sprach: „Ach, es ist grausam, so hungern zu müssen!“

„Ich verließ das Haus und irrte lange auf Geradewohl in der Stadt umher, ohne zu wissen, wohin ich ging, und was ich suchte. Endlich sank ich, erschöpft durch Anstrengung, Hunger und Kälte, an einer Mauer nieder und rief aus: „Gott, sende mir den Tod, ich will ihn herzlich willkommen heißen!“

„In diesem Augenblicke kam ein Reiter dicht an mich heran. Er wunderte sich, einen solchen Ausruf zu hören, hielt an, stieg von dem Pferde und befahl dem Manne, der ihn begleitete, mir aufzuhelfen.“

„Wer seid Ihr?“ fragte er mich in holländischer Sprache, „daß Ihr so inbrünstig den Tod herbeiwünscht?“

„Ich bin ein unglücklicher Fremder, ohne alle Mittel, dessen Mutter den Hungertod stirbt.“

„Wie!“ rief der Unbekannte aus, „und solche Dinge geschehen in England, in London? Mein Gott!“

„Er richtete mich auf, nahm meinen Arm und ging einige Minuten mit mir auf und ab. Wir gelangten so an eine kleine Thüre, welche der Begleiter des Herrn öffnete. Wir traten hier in ein Zimmer, in welchem ein großes Feuer brannte; ich näherte mich demselben begierig, während mir mein Wohlthäter Speise und Trank reichte. Die Wärme belebte mich wieder, und als auch der Hunger gestillt war, erkannte ich deutlich von Neuem den ganzen Umfang meines Unglücks.“

„Ach, meine Mutter!“ rief ich aus. „Am Gottes Willen erlaubt, daß ich etwas von diesen Speisen meiner verhungerbenden Mutter bringen darf.“

„Ich werde Euch zu ihr begleiten,“ sagte der Unbekannte.

„Zehn Minuten später, liebe Düveke, erholte sich meine Mutter und dankte Gott, denn der, welcher mich gesättiget, hatte eine Börse mit Gold auf ihr Bett gelegt. Der Herr, dem ich die Rettung meiner Mutter verdankte, sagte dann zu mir:

„Als ich Euch beistand, erfüllte ich nur eine Christenpflicht; wenn Ihr aber würdig seid, aus Eurer Armuth Euch herauszureißen, wenn Ihr redlich und fleißig seid, so beweist es, und Ihr werdet sehen, daß man nie an der göttlichen Barmherzigkeit verzweifeln dürfe.“

„Mit diesen Worten verließ er uns.“

Maas unterbrach einen Augenblick seine Erzählung, küßte seine Frau und sein Kind und sagte dann:

„Mein, Gott wird mich in den Pflichten, die ich zu erfüllen habe, eben so wenig verlassen, als er mich in den Tagen der Prüfung und des Leidens verließ!“

(Beschluß folgt.)